
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 162. Bromberg, den 27. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(32. Fortsetzung.)

Kaspar wischte sich mit dem Ärmel über das Auge: „Ich werd's nicht mit ansehn. Wenn sie die Herren köpfen, hängen sie die Knechte."

Er ging wieder an die Arbeit, als wollte er die Gedanken forthämmern. Aber Frau Brigitten kamen unter den Hammerschlägen Gedanken.

„Du bist ein guter und treuer Knecht" ,sprach sie. „An deiner Stelle tät ich auch wie du. Aber ich bin seine Frau; ich muß für ihn sorgen, dazu sind wir am Altar geschworen, daß einer das Unglück vom andern abwendet. Aber was du weißt,, das mußt du mir sagen, ich bin deine Frau und kann's dir befehlen; nämlich was er dir nicht verboten hat. Und was du denkst, damit mußt du auch nicht hinterm Berge halten, wenn ich dich frage. Denn ein Knecht darf nur für seine Herrschaft denken."

„Freilich", sagte der Knecht Kaspar.

„Morgen früh schon reitet er aus?"

Der Knecht sah sie zweifelhaft an: „Das weiß ich nicht, ob ich das sagen darf."

„Darum frag' ich dich auch nicht. Aber das mußt du mir sagen: Bleibt mein Herr morgen daheim?"

„Ja, das hat er mir nicht verboten. Nein, er bleibt nicht daheim."

„Und kommt auch morgen und übermorgen nicht zurück?"

„Das weiß keiner, wann er zurückkehrt."

„Nimmt dich mit und den Wenzel, und aus dem Dorf den Jürgen, den Stephan, den Hans, und die beiden Zwillinge?"

„Nu, so Ihr das wißt, Gestrenge, da braucht Ihr mich ja nicht zu fragen."

„Und in der Rüstkammer hängen schon die Eisenhemden, die Koller, Schirme, Hauben, die Spieße und Äxte, die ihr anziehen werdet."

„Das wißt Ihr also auch."

„Was dächtest du nun, Kaspar, wenn ich den Ruprecht und noch ein paar gute Burschen nähme, und ließe die ganze Rüstkammer 'raustragen, ganz sacht, daß es keiner merkt, und die Rosse aus dem Stall ziehen; wir packten alles, was scharf ist und von Eisen, auf die Leiterwagen, und damit führen wir in der Nacht nach Golzow. Die Rochows sind mir gut. Heuer wollen sie nicht mit. Bis er aufwachte, wären wir längst über alle Berge, und dann könnte er doch nicht ausreiten. Du sollst nicht dabei sein, du sollst nur sagen, was du dazu denkst."

„Straf' mich Gott, Gestrenge, da müßt' ich dabei sein. Wenn ich's merken täte, da spräng' ich auf den Hof, und bis ihr nur halb fertig wärt mit Aufpacken, riß ich das Fallgitter nieder und schrie aus Leibeskräften, bis er aufwachen täte."

„Schreien würdest du? Dann müßten wir dich also knebeln."

„Würde mich aber verflucht wehren."

„Dann müßte man dich einsperren."

„Ich schrie durch, 's ist für meinen Herrn."

„Nun, wenn's hier unten wäre in der Schmiede, da könntest du dir die Lunge ausschreien, bis er's hörte."

„'s hilfe Euch auch nichts, Gestrenge! Er hat sich in den Handschuh gebissen und geschworen, das kann ich schon sagen, vom Handschuh nämlich, das hat er mir nicht verboten. Da muß er's tun. Wenn er aufwacht, und die Bescherung sieht, sobald er nur in den Hosen sitzt, springt er über die Mauer, wenn's nicht anders ist. Im Dorfe trifft er Pferde und die liederlichen Kerle da, denn's ganze Dorf könnt Ihr doch nicht mitnehmen nach Golzow. Er reitet fort, wie er ist, ich kenne ja meinen Herrn."

„Wie er ist", wiederholte nachdrücklich die Frau. „Wie ist er denn, Kaspar? Hat er 'nen guten Rausch?"

„I nu, die Treppe stieg er noch halbwege 'rauf. Nur auf den letzten Stufen mußte ich ihn unterfassen."

„Hat er noch viel gesprochen?"

„Na! Nicht wie der Bischof von Brandenburg, wenn er 'nen guten Rausch hat, aber 's hörte sich doch beinahe so an*)."

„Als du ihn verließest, schlief er?"

„Wie ein Maulwurf."

„Und wann meinst du, daß er aufwacht?"

Der Knecht blickte verlegen: „Wenn ihn die Sonne nicht aufweckt, dann — ich weiß nicht, ob ich das sagen darf —"

„Dann sollst du ihn aufwecken. Vergiß das nicht, Kaspar. Aber ist das deines Herrn Gebot, daß du hier mit mir plauderst? Frisch, frisch an die Arbeit. Nicht aufgesehen, hast viel nachzuholen, bis du ihn wecken gehst. Deine Frau befiehlt's."

Als der Knecht gehorsam die Kohlen schürte und hämmerte, hörte er hinter sich einen Krach, drauf einen schweren Riegel rasseln. „Dacht' ich mir's doch gleich, sie sperrt mich ein." Schnell war Helm und Hammer fortgelegt, und er kletterte nach dem kleinen Fenster hinauf, das von draußen zu ebener Erde war. Aber auch hier begegnete ihm schon das Gesicht der Burgfrau, welche die schwere Eichenklappe darüber fallen ließ und die Krammen in der Wand befestigte.

„Hast du zu essen bei dir?" fragte sie ihn durch das kleine Lugloch.

„Das hab' ich schon, Gestrenge; Rettich, Käse, Brot im Kober."

„Dann spar's dir auf, damit du nicht verhungerst."

„Aber schreien, Gestrenge, tu' ich doch; 's ist meine Schuldigkeit."

„Erst arbeiten, dann schreien", antwortete ihm ihre Stimme, und sie warf ein paar Bund Stroh vor das Loch und wälzte mit nicht geringer Anstrengung einen großen Stein davor. Die dicke, schwere Tür würde er nicht erbrechen, dessen war sie sicher.

In der Nacht war die Frau von Bredow wieder Herrin im Haus, und wehe dem Knecht, der ihr nicht gehorchen wollte. Und wer sich etwa vorhin gefreut, mit auszuziehen mit dem Herrn, der konnte sich jetzt auch freuen, er zog mit der Frau aus. Und wer weiß, ob der Herr so gut hatte einschenken lassen, wie die Frau tat, daß sie Mut und Lust kriegten. Bald war es auch wie ein Fest, wie ein Fastelabendsspaß, wo es jeder dem andern wollte zuvortun in Hurtigkeit und Stille. So schoben sie nicht, nein sie trugen den Wagen aus dem Schuppen; aus der Rüstkammer und der Halle holten sie die Schilde, Helme, Rüstungen, Spieße und Äxte, daß es keinen Klang gab.

---

*) Der Bischof Scultetus von Brandenburg „war ein fürtrefflicher Redner, konnte drei Stunden lang Orationes halten, so er einen guten Rausch hatte und auch, wann er nüchtern war", sagt Angelus.

Stroh und Decken wurden dazwischen gepackt; und selbst die Rosse schienen zu merken, was es galt, so sächtchen ließen sie sich aus dem Stall ziehen und vor die Wagen spannen und satteln. Kurz, es ging alles still und schnell ab, wie in einem Märchen. Nur die Katzen heulten, und dann und wann hörte man Herrn Gottfried vom Giebel schnarchen. Zwar schrie auch der Knecht Kaspar, wie ein rechtschaffener Knecht, alle fünf Minuten einmal, aber man mußte es ihm lassen, er schrie nur aus Schuldigkeit, wie ein Nachtwächter, der die Leute nicht wecken soll.

Nun war alles fertig, das Fallgitter aufgezogen, die Brücke niedergelassen, zum Überfluß hatten die Mägde Stroh drauf gestreut, daß die Wagen nicht rasselten, und die wenigen Lichte wurden ausgelöscht, die zum Packen geleuchtet. Nur die Sterne konnten sie nicht auslöschen.

Die gute Frau von Bredow schöpfte Atem. Wo nicht alles war sie in der einen Stunde gewesen, wo nicht alles hatte sie mit Hand angegriffen und angewiesen und angeordnet; wofür hatte sie nicht zu sorgen gehabt, für Fortziehende und für Bleibende! Und was mußte sie das angegriffen haben, ich meine nicht, daß sie es tun mußte, sondern daß sie es ohne ein lautes Wort tun mußte. Sie war immer der Meinung, Gott habe dem Menschen die Stimme gegeben, daß er sie vernehmen lasse. Ach, das Schwerste stand ihr doch noch bevor. Die Wagen fuhren schon zum Tor hinaus, als sie zu Eva leise sprach: „Nu komm 'rauf." Wie ihrer Mutter Hand zitterte! Nur der Knecht Ruprecht blieb unten an der Treppe.

Sie waren oben, wo die kleine Ampel vor der Tür brannte. Evas Herz pochte nur ein klein wenig, als sie durch das Schlüsselloch geblickt und leise die Tür aufklinken wollte. Die Mutter zog sie noch zurück: „Bleib' noch ein bißchen, Eva, mir ist doch bang."

„Er schläft ganz fest."

„Eva, nein, du sollst es nicht."

Sie nahm sie in ihre Arme und küßte sie ab. „Wenn's Sünde ist — ach, du mein Gott, das Leben wird einem doch recht schwer gemacht! Was soll nicht alles Sünde sein! —"

„Es muß ja sein, hast du gesagt, Mutter!"

„Freilich, muß es sein."

„Wir ziehn die Schuhe aus."

„Du liebe Unschuld, wär's damit getan! 'ne Mutter muß die Tochter nicht zum Bösen verleiten. Ich kann's auch besser in der Beichte vortragen."

Der edle Wettstreit ward endlich dahin geschlichtet, daß beide die Schuhe auszogen.

Der gute Knecht Ruprecht hatte die Angeln der Tür geschmiert, sie knarrten wenig, und Eva hielt die Hand so vor die Ampel, daß sie keinen Schein auf den Schlafenden warf. Das Licht ward vorsichtig in eine Blende hinter dem Bett gestellt, und Mutter und Tochter winkten sich, die Finger vor dem Mund. „Eva", flüsterte jene noch, „wenn er auffährt, laufe fort; ich will's schon allein mit ihm abmachen." Ich glaube, Eva wäre nicht fortgelaufen; das Kind hatte nicht geantwortet. Wie ruhig er lag, wie in gemessenen, festen, ernsten Absätzen Herr Gottfried schnarchte! Den Richter, der ihn einst hat richten wollen um das Verbrechen, das geharnischt vorm Tore stand, hätte ich an das Bett führen mögen und fragen: „Kann ein Hochverräter so schlafen?" Es waren keine Töne, die unregelmäßig wie der erstickte Atem des Schuldbewußtseins vorbrechen aus der geängstigten Brust; nein, es waren die ruhigen, kraftvollen Pulsschläge eines gesunden Organismus. Aus tiefster Brust kamen sie, wie Boten, daß alles da in Ordnung sei, daß diesen Mann keine Träume ängsteten, und wenn Träume um ihn spielten, waren es Spiegelbilder der Selbstzufriedenheit mit einem von keinen Zweifeln zerrissenen Dasein.

Herr Gottfried schlief auf dem Rücken, die kräftigen Arme über den Kopf ausgestreckt. Über dem gewaltigen Deckbett hing noch ein bunter, schön gewebter Teppich bis zum Boden. Sein Ahnherr, der mit Ludwig dem Bayern in Tirol gewesen, hatte ihn mitgebracht als ein Angebinde der durchlauchtigsten Fürstin, Frau Margarete, Maultasch genannt. Wenn der Ritter unruhig schlief, lag der Teppich, wohl auch das Deckbett, auf der Erde. Ein gutes Zeichen für die Frauen, daß heut die Decken lagen, als habe sie der Kaspar erst über seinen Herrn gebreitet. Aber wo nun suchen? — Da sahen sich plötzlich beide lächelnd an, und beider Fingerspitzen zeigten auf denselben Punkt. — Er lag mit dem Kopf drauf! Ach ein geschickter Dieb stiehlt auch das Pfühl unter dem Kopfe fort; aber die Beinenden hatte er sich um die Arme geschlungen und noch mit der Schnur fest ans Gelenk gebunden. Wer sollte sie ihm da stehlen! Im Lager und im Kriege möcht' ich das nicht raten; wie will er aufspringen, wenn die Lärmtrompete dröhnt! Aber auch im eigenen Hause half's dem guten Herrn Gottfried wenig, denn wo siegt nicht Weiberlist über Männerklugheit!

Da hielt die Mutter die Ampel etwas in die Höh', und Eva streichelte mit ihrem kleinen Finger des Vaters Bart. Er lächelte vergnügt: „Katze, was willst du?" brummte er freundlich. Er drehte den Kopf, die eine Hand ward frei. Die Schleife des Riemens war gelöst.

Was beschreibe ich's nun, es ließe sich wohl besser malen, wie Eva mit verhaltenem Atem und mit einem Elfengriffe Herrn Gottfried den Kopf so sanft hielt, daß er im weichsten Pfühl nicht weicher liegen konnte, und die Mutter zog leise, leise unter dem Kopfe. Nun hielt sie's in der Hand, nun atmete sie wieder, nun ließ Eva den Kopf sanft auf das Kissen gleiten, und beide sahen sich an. Es war gelungen.

„Auch das!" dachte Frau Brigitte, als sie den Degen des Ritters an der Wand sah; aber Eva griff ihr in den Arm: „Mutter, du wirst doch nicht dem Vater sein Schwert nehmen!" Nein, ein freier Mann durfte nicht ohne sein Schwert sein, auch auf die Gefahr, daß er es gegen seinen Fürsten zog. Das war jedem damals klar, auch dem Fürsten, und die gute Frau von Bredow errötete, daß es ihr nur auf einen Augenblick aus dem Sinne gekommen.

Die Wagen rollten schon auf dem Damme, und die letzten Reiter harrten der Nachzügler, als die Edelfrau und ihre Tochter über den dunklen Hof kamen. Noch einmal schaute Frau Brigitte auf die großen Schatten der Türme und Mauern, und die starke Frau zitterte etwas, als die lange, dunkle Gestalt des Knechtes Ruprecht stumm vorüberschritt und, ihrer wartend, an das Fallgitter sich stellte. Da gelobte sie, wenn alles gut abginge, der Mutter Gottes in Zehdenick ein neues Kleid mit Goldfransen, und Eva sagte: „Und Schwester Agnes wird für uns beten, wenn es nicht recht war." Der Knecht ließ das Fallgitter sanft fallen und schloß das Tor von außen.

Auf ihren Knien unter dem Mantel hielt sie das gestohlene Gut. Nachts im Walde umschleichen uns unheimliche Gedanken. Die Natur verlangte ihr Recht, sie nickte ein. Da fuhr sie plötzlich auf, wenn der Wagen über eine Wurzel fuhr, und preßte das Kleid fest an sich. Hatte es ihr entgleiten wollen, wie eine Schlange, oder hatte ein langer, schwarzer Arm aus den entlaubten Bäumen danach gegriffen? — Wenn er nun erwachte vor der Zeit, über die Mauer sprang, ihr nachsetzte! Wie sollte sie ihn ansehn! Oder wenn die bösen Gesellen ihn abholen kamen, wenn sie ihnen jetzt begegneten! Wenn — hundert Wenn's ängsteten die arme Frau. Wenn sie nur erst die Hunde in Golzow anschlagen gehört, wenn ein guter Mann des Weges gekommen wäre, dem sie das Gut in sichere Hände hätte anvertrauen dürfen. Es drückte sie wie Blei; sie mochte es nicht länger halten. Zuweilen dachte sie daran, es dem Knecht Ruprecht zu geben, daß er damit nach Golzow vorausritte. Aber was hätten die in Golzow dazu gesagt, wenn die Hosen des Herrn von Bredow angekommen wären und nichts weiter!

Da hörte man durch den stillen Wald Hufschläge. Ein einzelner Reiter galoppierte vorbei. Gott sei Dank! dachte Frau von Bredow, er reitet vorüber. Er reitet gewiß nach Ziatz. Wenn er nur nicht umkehrt! — Was bog sich Eva nach dem Reiter um? „Hans Jürgen!" rief sie plötzlich in die Nacht hinein mit ihrer hellen, frohen Silberstimme.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von Josef Schneider, Wien.

Die Schwarzseherei und Verbitterung mancher Leute kommt nur daher, daß sie an sich zu geringe und an ihre Mitmenschen zu große Anforderungen stellen.

*

Ehrlichkeit ist heute in manchen Gegenden so selten geworden, daß sie demnächst ein lohnender Beruf sein wird.

*

Der falsche Wirklichkeitssinn anerkennt auch einen unerträglichen Zwang als unabänderliche Tatsache und macht ihn dadurch erst zur Wirklichkeit, womit denn die Feigheit ihren verdienten Lohn erhält.

*

Es ist für den Einzelnen wie für ein Volk für den Augenblick immer das Bequemste, aus seiner Haut Riemen schneiden zu lassen, aber schwer fällt es nachher, aus den Riemen wieder eine ganze Haut zusammenzusetzen.

*

Wer auf sein gutes Recht aus Schwäche verzichtet, begeht ein Unrecht, denn er versündigt sich wider den heilen Geist des Rechtes.

*

Die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit ist das schmerzlichste Gefühl für alle Menschen mit Gemeinschaftsgewissen in einer ernsten Zeit.

Der Andere.

Von Karl Lütge.

Ignaz Kolski sagte sich: da er in seinem bewegten Leben schon allerhand gewesen und nie etwas geworden war, hatte er die besten Aussichten auf eine glänzende Laufbahn. Daß diese Aussichten im Augenblick trübe aussahen — er horstete derzeit auf seiner häufigsten Sitzgelegenheit: dem Trocknen — machte nichts. Der Dalles war von je der Vater großer Taten, und wer in der Tinte sitzt, gründet kurzerhand eine G. m. b. H.

Ignaz Kolski machte das im Schlafe, da es ihm lag. Im übrigen begnügte er sich bescheiden mit der Rolle einer Lilie auf dem Arbeitsfelde.

Ignaz Kolski wußte natürlich, was die Stunde forderte: Eine Radio-Sache mußte es heute sein! Radio lag in der Luft (ein ausgezeichneter Witz, den er angeblich selbst gemacht hat), sagte er sich. Doch was eigentlich mit Radio los war, das wußte seine unverschuldet schlechte Schulbildung nicht. Fachwissen würde nur den Flug des Genies beschweren. Dazu hatte man dann seine Leute: die Theoretiker, die den Kolumbus vor lauter Eiern nicht sahen, die technischen Scharwerker, die man heute für einen Pappenstiel auf jedem Abbauplatze chartern konnte.

Eine blasenziehende Firmierung war im Café „Gaurisankar" beim fünften Mokka gefunden. Sie hieß Gigantic-Radio- G. m. b. H.

Natürlich berichteten am folgenden Morgen bereits die Handelsblätter und Handelsteile der großen Zeitungen von der in der Gründung begriffenen Gigantic-Radio-G. m. b. H., und die Mittagsblätter brachten schon den Namen und die hervorstechendsten kommerziellen Eigenschaften und Taten des künftigen Generaldirektors Ignaz Kolski von der vor der amtlichen Eintragung stehenden Gigantic-Radio-G. m. b. H.

Unter der Hand suchte Ignaz Kolski Gelder. Inserate lockten überall, Briefe stiebten ein und aus in seiner Dachkammer. Bis er einen Amerikaner fest hatte, der die nette Summe von 100 000 Dollar einschießen wollte und lediglich die harmlose Bedingung stellte, zweiter Direktor der Gigantic-Radio-G. m. b. H. zu werden.

Am selben Nachmittag wurde ein Büro zu horrendem Mietpreis gemietet, zwei Tippdamen, zwei Laufburschen, ein Fachmann und ein Prokurist als vorläufiges Personal engagiert und am folgenden Vormittag mitsamt einer reichen Musterschau von (geborgten) Radioapparaten und Artikeln dem Amerikaner vorgestellt, der um neun erscheinen wollte und um zwölf noch nicht da war.

Doch er kommt, sieht, nickt.

„Yes", sagt er. Immer nur „Yes". Dann geht er steifbeinig wieder, ohne die 100 000 Dollar zu hinterlassen.

Ignaz Kolski, dem angesichts dieser Verständnislosigkeit des Dollarmannes die Generaldirektorwürde entglitten ist, eilt ihm nach und erwischt ihn auf der Stiege. Hier keucht er ihn aufgebracht an:

„Mein Herr, ich finde Ihre Verhandlungsmethode eigenartig. Erst lassen Sie auf sich warten, veranlassen mich, einen kostspieligen Apparat in Bewegung zu setzen . . ."

„Du bist ein Schaf, alter Freund! Hast du nicht gemerkt, daß wir uns beide geirrt haben. Such' dir einen anderen . . . ich suche schon . . . Wir passen beide nicht zusammen und brauchen jeder einen von den anderen!"

Sprach's und ging. —

Von der Gigantic-Radio-G. m. b. H. Ignaz Kolskis hat man in den Zeitungen nichts mehr lesen können. Ignaz Kolski hatte für eine Zeitlang Luftveränderung nötig und zog darum vor, den Schauplatz seiner Taten in eine andere Stadt zu verlegen, wo er sich eher verspricht, den Anderen zu finden.

Tizian.

Zum 350. Todestage Tizians:
gestorben 27. August 1576.

Von Prof. Dr. Gerstenberg, Universität Halle.

Hermann Grimm schreibt in seiner berühmten Michelangelo-Biographie, daß es Namen gäbe, die etwas von einer Zauberformel an sich trügen. Auch Venedig ist ein solcher Name, der nur genannt oder gedacht zu werden braucht, um in der Phantasie die Vorstellung einer Stadt aufsteigen zu lassen, in der das Märchen Leben wurde. Die Lagunenstadt, von zahllosen Kanälen durchzogen, an den Ufern mit malerischen Häusern und Palästen in bunter Marmorverkleidung bestanden, die ihr schwankes Spiegelbild ins Wasser werfen, hat nichts mit den übrigen Städten Italiens gemein. Ein feiner Wasserhauch dunstet in die Luft, läßt alle Farben reiner leuchten, das Licht goldiger flimmern und eint doch alles wieder zu schimmernder Harmonie. Nur in einer solchen Umgebung konnten die Wunderwerke der Malerei erwachsen, die Tizians Weltruhm ausmachen.

Die Lagunenlandschaft selber oder das Adriatische Meer darzustellen, lag der Hochrenaissance fern. Das gestaltlose Element in seiner wechselnden Bewegung und Farbenschönheit hat Tizian nur als seltenen Hintergrund auf wenigen Bildern gemalt, so auf dem Fresco mit dem Heiligen Christophorus im Dogenpalast einem Blick auf die Insel Murano. Das Wesen Venedigs in der Renaissance aber, die in sich ruhende und befriedigte stille Schönheit hat Tizian am reinsten verklärt. Seine Altarbilder und seine Historien enthalten groß und vornehm die erhöhte Menschheit der klassischen Renaissance, die auch das goldene Zeitalter für die Macht der Republik Venedig war. Es gibt keine Himmelfahrt Mariä, die so wie Tizians Assunda das selige Aufschweben in mächtigen Akkorden darzustellen vermöchte, und diese himmlische Ruhe wird noch deutlicher, wenn man die sausenden Auffahrten der Marien des Rubens daneben hält. Man hat das Bild 1920 aus der Sammlung der Akademie in Venedig an seinen ursprünglichen Bestimmungsort in die Kirche S. Maria dei Frari zurückgebracht, wo es gewaltiger und schöner wirkt als in dem Museum, weil Tizian bei diesem wie allen seinen Bildern den besonderen Raum- und Lichtverhältnissen des Aufstellungsortes Rechnung trug.

Tizians Historienbilder neigen zu porträtsmäßiger Auffassung. Als Menschenmaler, als Porträtist gewann er vor allem zu Lebzeiten europäische Bedeutung, und die Anekdote, wie Kaiser Karl V. Tizian den Pinsel aufhob, besagt jedenfalls, wie sehr es diesem und anderen Fürsten darum zu tun war, von Tizian gemalt zu werden. Besonders manche der namenlose Bildnisse haben eine geheimnisvolle Größe, die mit unvergänglichem Zauber wirkt. Es sind vornehme Menschen von unbeirrbarer Selbstsicherheit, die ein Leben glutvollen Sinnengusses und höchster Prachtliebe führen, die einen daraus anschauen. Die gesammelte Seelenkraft ihrer Augen, die dem Blick Bedeutung und Rätselhaftigkeit gibt, kann man nicht wieder vergessen.

Aber am vollkommensten offenbart sich das malerische Genie Tizians doch in den mythologischen Bildern, in denen sich Schönheitsfülle mit größter Freiheit und Lebendigkeit vereint. Es sind die wundervollsten Schöpfungen eines hochgeschwellten Lebensenthusiasmus. Seine Mythologien und Bacchanale zeigen sinnenfrohe Naturwesen von blühender Gliederpracht, die in idyllischen Landschaften wohnen und gleich den Bäumen und Pflanzen ganz nur ihr schönes Sein genießen. Figur und Landschaft sind darin zum ersten Male zu organischer Einheit verschmolzen. Die Voralpenlandschaft, in der Tizian geboren war, mit ihren sattgrünen Wäldern und Hängen, den blauschattigen Bergen und fernen Schneegipfeln enthält alle die Naturvorbilder, die hier in großartig poetische Landschaftsgemälde umgewandelt wurden. Sie haben noch ein Jahrhundert später in Claude Lorrain und Poussin gezündet. Vasari, der florentinische Maler und Kunstschriftsteller der Spätrenaissance erzählt im Leben des Tizian, daß der Meister immer einige deutsche Landschaftsmaler bei sich gehabt habe, die an seinen Landschaften mitgearbeitet hätten. Wahr oder nicht wahr, dem Bericht kommt wesentlich symbolische Bedeutung zu: es sind Elemente in der Kunst Tizians, die überitalienische Art und Bedeutung haben und die seine Werke zu einem Besitz der Menschheit haben machen können.

Die epidemische Kinderlähmung.

Von Sanitätsrat Dr. Grätzer.

In der deutschen Grenzmark ist, wie bereits gemeldet, eine Epidemie dieser Krankheit ausgebrochen und hat schon manche Opfer gefordert, gleich den früheren kleineren oder größeren Epidemien, die sich hier und da seit 1909 entwickelten, wo das ungemein tückische und gefährliche Leiden nach Deutschland eingeschleppt wurde. Trotzdem weiß das Publikum im allgemeinen von ihm recht wenig, was um so bedauerlicher ist, als gerade hier frühes Erkennen und rechtzeitige Behandlung von außerordentlicher Wichtigkeit sind.

Worum handelt es sich bei dieser Erkrankung

und wie entsteht sie? Wir haben es mit einer ansteckenden, einer Infektionskrankheit zu tun, die, von kleinsten Lebewesen verursacht, sich im Rückenmark festsetzt. Die Bazillen dringen durch Nase und Rachen (manchmal auch durch den Magendarmkanal) in den Körper ein und bahnen sich den Weg nach dem Rückenmark, wo sie eine Entzündung hervorrufen. Die Übertragung geschieht vom erkrankten Menschen aus hauptsächlich durch Verstäubung des von den oberen Luftwegen nach außen gelangenden Schleimes und Auswurfs; auch durch Gegenstände, dem die Bazillen anhaften (Taschentücher!). Sie kann aber ebenso erfolgen durch Personen, die sich zwar angesteckt haben, aber nur in

ganz leichter Form oder gar nicht erkrankt sind; solche „Keimträger" beherbergen trotzdem die Krankheitserreger in ihren Luftwegen und können zu neuen Erkrankungen führen. Als Keimträger sind alle Personen in der Umgebung des Erkrankten anzusehen, ja alle Hausbewohner. Der Ansteckung ausgesetzt sind hauptsächlich Kinder von 1 bis 4 Jahren; selten erkranken Säuglinge und ältere Kinder, nur ausnahmsweise Erwachsene.

Was wird nun, wenn die Ansteckung erfolgt ist? Zunächst — in der Regel eine Woche — äußert sie sich in keiner Weise. Dann erst bricht das Leiden aus, bisweilen mitten aus bester Gesundheit heraus: Die Kinder sind beim Schlafengehen noch frisch und munter und beim Aufstehen — gelähmt! Aber dies ist nicht der gewöhnliche Gang der Dinge. Meist stellt sich plötzlich hohes Fieber ein, die Kinder werden schläfrig, ja völlig bewußtlos, zeigen Zuckungen oder ausgebildete Krämpfe. In weniger schweren Fällen werden Klagen über Schmerzen im Kopf und Rücken sowie an den Extremitäten laut, die so heftig werden können, daß jedes Anfassen, die geringsten Bewegungen Jammern und Schreien auslösen. In andern Fällen stehen katarrhalische Erscheinungen seitens der Luftwege oder des Verdauungsapparates im Vordergrunde.

Die Eltern denken zunächst an Erkältung,

Grippe, an „schweres Zahnen", und die Diagnose findet scheinbar ihre Bestätigung. Denn, nachdem die genannten Symptome ein bis zwei Tage (bisweilen etwas länger) bestanden haben, läßt das Fieber nach, die Kinder werden wieder munter, alles scheint gut zu sein. Dann der Rückschlag: ein Bein oder ein Arm, oder ein Arm und beide Beine, oder alle vier Extremitäten sind gelähmt! Aber selbst diese Lähmungen werden nicht weiter ernst genommen, sondern als „Schwäche nach dem Fieber" gedeutet und die Hinzuziehung eines Arztes für überflüssig gehalten.

Das ist gerade bei der epidemischen Kinderlähmung ein Fehler, der sich schwer zu rächen pflegt. Jede fieberhafte Erkrankung des Kindes muß schon in normalen Zeiten Bedenken erregen; in Zeiten, wo die Kinderlähmung epidemisch auftritt, sollte sie stets die Eltern veranlassen, sofort sich an einen Arzt zu wenden. Wird aber dies verabsäumt, so kann nicht dringend genug geraten werden, dies zu tun, sobald die Lähmung festgestellt ist. Zwar bleiben in der Regel nicht so ausgedehnte Lähmungen, wie sie zunächst sich zeigen, bestehen; meist verschwindet ein Teil; aber eine Extremität mindestens bleibt dauernd gelähmt. Hier vermag die ärztliche Kunst viel; ihr ist es vor allem zu danken, daß die üblen Folgen solcher Lähmungen verhütet werden. Denn die gelähmten Muskeln schrumpfen rasch, die Glieder verkrümmen sich, es entwickeln sich Mißbildungen. Eine große Anzahl Krüppel verdankt ihren Zustand einer in der Kindheit durchgemachten Kinderlähmung, die nicht sofort richtig behandelt wurde.

Kann man der Verbreitung der Krankheit vorbeugen? Der Staat tut, was er tun kann: er hat die Anzeigepflicht eingeführt und fordert Isolierung der Erkrankten. Da aber diese in leichten Fällen oft nicht erkannt und behandelt werden, da „Keimträger" überall herumlaufen, ist eine restlose Erfassung der Verbreiter der Krankheit gar nicht möglich, und jeder, der mit diesen in Verbindung tritt, setzt sich der Gefahr der Ansteckung aus. Zum persönlichen Schutz zu Zeiten einer Epidemie ist es nötig, die Eingangspforten der Keime, d. h. Nase, Rachen, Darm, zu desinfizieren; das geschieht durch Spülungen, Gurgelungen (z. B. mit Wasserstoffsuperoxyd) und Abführmittel.

Eine westpreußische Ordensburg wieder entdeckt.

Dem nicht rastenden Bestreben nach Erforschung der alten Heimatgeschichte und Heimatkultur, das Studienrat Heim beseelt, ist es nun — so schreibt Baurat Wagner-Poltrock in der „Kgb. Hartg. Ztg." — geglückt, eine Frage zu beantworten, die von den heimischen Historikern seit Jahn und Toeppen immer wieder aufgeworfen wurde: die nach der Lage und den Resten der allerersten Ordensansiedlung in Pomesanien. Bekanntlich ist Marienwerder ursprünglich nicht an der Stelle gegründet worden, wo es jetzt steht, sondern irgendwo weiter niederungsabwärts. Toeppen glaubte die Gegend um Weißhof verweisen zu müssen, auch auf „Schloß"-Mareese und auf Unterberg bei Rothof, wo es ebenfalls einen „Schloßberg" gab. Diesen sogenannten „Schloßberg" hat sich nun Dr. Heim zusammen mit Oberingenieur Fenske in Marienwerder etwas näher angesehen. Er schiebt sich fast kreisrund von dem Hochland hinter Baldram plötzlich in zwei steile, sich gegen die Weichselniederung zu öffnende Schluchten, sogenannte „Parowen", vor, fast basteiartig und so gleichmäßig begrenzt, daß die Bildung dieser abgeplatteten Kegelform wohl auf menschliche Nachhilfe schließen lassen könnte. Auch hatten Landleute und Jagdtreibende dieser Gegend wiederholt auf die harte, an gebrannten Lehm erinnernde Beschaffenheit des Erdbodens des „Schloßberges" hingewiesen. Der Schluß der Erwägungen war nun: es müsse gegraben werden. Die erste Grabung bestätigte die seltsame Lehmschicht, die hier und da höher lag, aber auch von schwarzen, wie gebrannt erscheinenden Adern durchzogen war. Ein positives Ergebnis war aus dem 2½ Meter tiefen Probegraben nicht abzulesen, und der Altertumssachverständige aus Elbing, der gefragt wurde, zuckte die Achseln und sagte: „Überall gewachsener Boden!"

Mit diesem Bescheid gaben Heim und Fenske sich nicht zufrieden. Sie beantragten einen Staatszuschuß zum Weitergraben, und am letzten Sonntag leitete Studienrat Heim eine Grabekolonne von zehn Mann zu vorsichtigem Weiterschürfen an. Der Erfolg ist bereits verblüffend. Schon sind kunstvoll gearbeitete Hellebardenspitzen, Teile von Henkelkrügen, Schnallen und andere Geräteteile ans Tageslicht gelangt. Jeder Tag wird jetzt neue Überraschungen bringen! Man glaubt auf die Hochfläche der Befestigung gedrungen zu sein. Lehm- und Holzwände werden sichtbar.

Soviel steht nun jedenfalls schon fest: Die Ordensburg Quidin — so hieß die erste pomesanische Ansiedlung, bevor Mariae insula ihren Namen erhielt — ist entdeckt. Hoffentlich werden nun auch weitere Mittel für die geschichtlich wie wissenschaftlich bedeutsame Ausgrabung bewilligt.

Der Untergang der Feuerländer.

Die Indianer des äußersten Südens Südamerikas sind lange Zeit, bis vor kurzem, verkannt und ungerechterweise verachtet worden. Äußerlich betrachtet, stehen sie freilich auf niedrigster Kulturstufe. Sie kennen — nach dem Bericht des niederländischen Missionspaters Gusinde, der mehrere Jahre hindurch zu Forschungszwecken unter ihnen lebte — weder Häuptlinge noch Anführer und zerfallen auch nicht in größere oder kleinere Gruppen mit eigenen Führern. Die Grundlage ihrer „Verfassung" ist die Familie des monogamen Individuums: der Mann heiratet nur eine Frau, und beide leben zusammen, bis der Tod dazwischen tritt. Vollständige Unterordnung und gewissenhaftester Gehorsam gegenüber den Eltern, ohne Widerrede und Murren, ist einer der am stärksten in die Erscheinung tretenden Charakterzüge der jungen Feuerländer. Sind sie herangewachsen, so machen sie einen sehr strengen, systematischen Erziehungskursus durch und erhalten die sogenannte Jugendweihe. Polizei und Gericht sind unbekannte Einrichtungen. Trotzdem steht die Sittlichkeit bei den Feuerländern im allgemeinen turmhoch über derjenigen vieler anderer Vertreter der Menschheit, die hinter sich das scharfe Auge der Polizei und über sich das Schwert der Gesetzesparagraphen wissen. Die einzige, bei diesen Naturkindern jedoch ausreichende Sicherung für die Erfüllung ihrer Pflichten ist ihr „Cholas", ihr Großer Geist, der ihnen nach ihrem Glauben ihr Sittengesetz gegeben hat. Er straft mit Krankheit und Tod alle, die sich der Übertretung dieses Gesetzes schuldig machen.

Die Veröffentlichungen des erwähnten Missionars sind von der ganzen Wissenschaft mit Überraschung und Genugtuung empfangen worden. Sie haben das Völkchen der Feuerländer in den letzten Augenblicken seines Daseins in seiner Kultureigenart für die Wissenschaft gerettet. Wehmütig aber klingt die Klage dieses Forschers und Missionars angesichts der stetig vordringenden, das Naturleben vergiftenden Zivilisation der Weißen: Es wird eine unaufhörliche schwere Anklage wider die europäische Zivilisation bleiben, daß sie auch diesem Volke schnellen Untergang und vollständigen Verfall gebracht hat.

Zum Nachdenken.

Von Anna Dix.

Empfangen dürfen ist süß. Nehmen müssen ist bitter.

*

Nicht nur die Erfüllung — auch die Sehnsucht kann zur Erkenntnis führen.

*

Der reiche Emporkömmling wird den edlen Armen dennoch leicht beneiden — um das mit Geld nicht zu Erkaufende: die höhere Art des Seins.

*

In der Schwüle schießen geile Triebe.
Wachstum braucht die Wärme echter Liebe.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.